

Christian Andreas Cothenius.

In einem am 14. Februar 1789 veröffentlichten Testamente heißt es: „Ich legiere und vermache ferner der Stadtschule zu Anklam die Summe von 500 Thlr. Den Magistrat zu Anklam, den Herrn Präpositum daselbst und die Ephoren der dortigen Schule ersuche ich, dahin zu sorgen, daß von den jährlichen Zinsen dieses Kapitals das Holz-, Licht- und Schulgeld für gute Kinder unvermögender Eltern bezahlt und ihnen die un-

entbehrlichen Bücher oder Schreibmaterialien dafür angeschafft werden, vorzüglich aber dieses Beneficium den ganz armen Kindern, welche in den sogenannten Kleinen oder deutschen Schulen das Lesen und Schreiben lernen, vor den Schülern der sogenannten großen oder Lateinischen Schule angedeihen und den fleißigen als ein praemium bei den examinibus ausgezahlt werden.“

Christian Andreas Cothenius.

Wer war Cothenius, und was veranlaßte ihn zu dieser hochherzigen Stiftung, die heute noch Kindern unserer Stadt zugute kommt? Niemand kannte ihn, und erst nach langem Suchen entdeckte ich, daß in der königlichen Bibliothek sich ein handschriftlicher Lebenslauf dieses Mannes befindet. Die Stadt Anklam kann stolz sein auf diesen ihren großen Sohn, der bis hener leider so wenig bekannt ist, und der es wohl verdient, daß sein Name der Vergessenheit entrisen wird. Sein Bild verdanke ich der Güte des Herrn Generalarzt Professor Dr. Scheibe, Direktors der Charité in Berlin; es wäre wohl wert, daß es in der Stadtschule aufbewahrt würde.

Christian Andreas Cothenius wurde am 14. Februar 1708 zu Anklam in Pommern geboren. Dessen Vater war Eberhard Wolfgang C., welcher die Chirurgie in Holland studiert und hiernächst als Regimentsfeldscher unter der schwedischen Armee bei dem Zrenbelterschen Regiment



verwendet wurde. Er war der beschwerlichen Kriegsdienste aber überdrüssig und ließ sich in Anklam nieder, wo er sich mit Elisabeth Rehvelin, aus einer ansehnlichen bürgerlichen Familie, verheiratete. Ihr jüngster Sohn war obiger Christian Andreas, der schon in der Kindheit vielerlei allgemeine Not erfahren mußte, da zu Anklam 1710 die Pest wüthete, allwo der Vater das Amt eines sowohl Pestarztes als Chirurgen allein aus der Ursache übernahm, weil sich niemand anders entschließen wollte, den gefährlichen Dienst zu übernehmen. Gott erhielt ihn und die Seinigen und segnete das Werk seiner Hände. Kaum war diese Not überstanden, so drang eine noch größere, das ist der Krieg in Pommern, welches damals unter schwedischer Botmäßigkeit stand, hinein. Die Russen bemächtigten sich des ganzen Landes, und dasjenige, was die Untertanen unter der glücklichen schwedischen Regierung gesammelt hatten, wurde ein Raub des Feindes. Anklam wurde geplündert, und ein besonderer Zufall, den man der göttlichen Vorsehung einzig zu verdanken hatte, entriß die Stadt der drohenden feindlichen Exekution 2 Tage zuvor, als sie sollte in die Asche gelegt werden; so wie man schon mit der Stadt Wolgast den Anfang gemacht hatte. (Anm. Zum Andenken daran noch heute die Judikafest). Nach dem Abzug der Russen bemächtigten sich die sächsischen Völker der Stadt Anklam und verzehrten vollends dasjenige, was jene russischen Truppen noch etwa übrig gelassen oder einer und anderer annoch verborgen oder vergraben hatte. Unter solchen Umständen wurde die Erziehung der Kinder sehr kümmerlich. Demungeachtet beharrte Christian Andreas Cothenius auf dem Entschluß, sich den Wissenschaften gänzlich zu widmen. Er genoß allen Unterricht, welchen ihm die Lehrer der Stadtschule geben konnten. Und da der gelehrte Rektor Pyl nach Stettin berufen wurde, und verschiedene Schüler mit ihm gingen, so bemühte er sich, unter dieser Anzahl begriffen zu werden, und ging also von Anklam nach Stettin. Da aber der Rektor Pyl von Stettin nach Stralsund bei dem dortigen Gymnasium berufen wurde, so bemühte sich Cothenius auf das Aeußerste, unter diesem sehr geschulten Manne seine Studien fortzusetzen. Er wurde auch so glücklich, daß seine Wünsche erfüllt wurden und er demselben nachfolgen durfte. Sein Fleiß brachte ihn so weit, daß er 1628 die Universität Halle beziehen konnte. Er widmete sich dem Studium der Medicin und schloß sich dort besonders dem bewährten Professor Hoffmann an (Anm.: Dem Erfinder der bekannten „Hoffmannstropfen“) und

hatte das Glück, von demselben gelobt und mit verschiedenen Wohlthaten bedacht zu werden, dergestalt, daß dieser ihn in sein Haus nahm und ihn an seinen wissenschaftlichen Arbeiten, Krankenbesuchen usw. teilnehmen ließ. 1731 fand er Gelegenheit, in Karlsbad sich mit den Eigenschaften und heilkräftigen Wirkungen der dortigen Quellen bekannt zu machen und chronische Krankheiten zu beobachten. 1732 erwarb er sich die Doktorwürde, und nachdem er 1737 seine Approbation mit vielem Lobe erhalten, wurde er 1738 als Stadtphysikus in Habelberg angestellt, wozu ihn sein Gönner Hoffmann bei verschiedenen damals daselbst wohnenden Domherren, dem Magistrat und andern begüterten Einwohnern empfohlen hatte; wie er denn auch in demselben Jahre eine Bürgermeisterstelle mit dem Patent als Hofrat erhielt. 1740 erhielt er das Kreis-Physikat in der Priegnitz. Seine Wissenschaft und Kenntnisse, seine Vorsicht und Behutsamkeit in Auswahl der Mittel, seine Tätigkeit, Bescheidenheit und unverdrossener Fleiß (so zog er sich durch Studieren im Reisewagen bei Mondlicht eine Augenentzündung zu) machten ihn überall so beliebt, daß er nicht allein in seinem Kreise, sondern auch in der Altmark, im Magdeburgischen und Mecklenburgischen vom Adel und Landständen und den vornehmsten Offizieren der verschiedenen Garnisonen gesucht und gefordert wurde. Sein praktisches Leben war damals ein beständiges Reisen, indem er von einem vornehmen Kranken zum andern berufen wurde. Die Reisen vermehrten sich, als die verwitwete Frau Herzogin von Mecklenburg-Strelitz sich 1743 seines Rates bediente und ihn oft zu sich nach Mirow kommen ließ, ihn schließlich zu ihrem Leibarzt ernannte und Friedrich II. hat, ihn aus dem preussischen Dienst zu entlassen. Der König antwortete mit folgendem Schreiben:

Durchlauchtige Fürstin,
Freundlich liebe Ruhme,

Es ist mir überaus angenehm gewesen, aus Ew. Liebden Schreiben so überzeugende Merkmale von dero gewogenen Andenken zu ersehen. Ich wünsche nichts mehr als Ew. Liebden hnwiederum bei allen Vorfällen meine Konfideration und aufrichtigen Sentiments an den Tag legen zu können, wie mich aber insonderheit die Nachricht von dero anhaltender Krankheit affligiret, als bitte ich zu Gott, daß er Ew. Liebden mit seiner Gnade und Segen kräftig beistehen, und Sie baldigst wieder zu erfreulicher Gesundheit verhelfen wolle. So lange sich auch Ew. Liebden der Hilfe und des Rats des

Doktor Cothenius in den Umständen bedienen wollen, werde ihm allemal darinnen Freiheit und Permissio zu den dazu erforderlichen Reissen lassen, aber Ew. Liebden werden von selbst ermessen, daß ich einen Mann, der dort in seinem Kreis und bei der Garnison so nötig ist, nicht wohl aus seiner jetzigen Station entlassen kann. Ich bin übrigens allezeit mit aufrichtiger Consideration

Ew. Liebden freundwilliger Vetter
Friedrich.

Potsdam, den 3. März 1743.

1747 im Dezember wurde Cothenius plötzlich aus Havelberg nach Berlin zum Monarchen berufen. Erst nach 14tägigem Warten wurde er zu einer Unterredung befohlen, die nur ärztliche Angelegenheiten umfaßte und vom König in einer so eingehenden und durchdringenden Weise geführt wurde, daß Cothenius hätte glauben können, es sei jemand von der Fakultät, der sich mit ihm unterhalte, wenn er nicht bestimmt gewußt hätte, daß es Se. Majestät gewesen. Der Erfolg dieses scharfen Examens war ein glänzender. Der König ernannte ihn zum Hofarzt und Stadtphysikus in Potsdam, zum ordentlichen Arzt des großen Militär-Waisenhauses und zum Physikus des Teltower und Zaucher Kreises. Cothenius schwankte. Wenn er das Ehrenvolle seiner Zukunft bedachte gegen die bisherigen Annehmlichkeiten, und namentlich, wenn er sich vergegenwärtigte, wie er von seinen Havelberger Patienten mehr als Hausfreund wie als Doktor aufgenommen werden, so konnte der Entschluß, die neue Bestallung abzulehnen, nicht schwer werden. Ihm genügte die unerbittliche Gnade, sich mit dem größten Monarchen eine ganze Zeit von medizinischen Sachen unterhalten zu haben. Doch ein hoher Gönner riet ihm, dem Landesherrn zu gehorchen und ein bezeugtes Vertrauen nicht zu mißbrauchen; des Königs Ruf sei ihm eine größere Ehre, die sich öffne, dem Nebenmenschen nützlich zu sein. So ungern auch Cothenius Havelberg verließ, so ging er getrost nach Potsdam und hielt diese Veränderung für eine Fügung Gottes. Der Mecklenburgische Hof ernannte ihn zum Hofrat und Leibarzt, um wenigstens brieflich mit ihm in Verbindung bleiben zu können. Wenige Tage nach seiner Wiederlassung in Potsdam 1748 wurde Cothenius wieder zum König befohlen und in eigenen, zur Zeit unglücklichen Gesundheitsangelegenheiten befragt. Die Aeußerungen des Arztes fanden des hohen Patienten so vollständigen Beifall, daß er ihm allein die weitere Behandlung des Leidens

übertrug. Durch eine Brunnenkur wurde der König völlig wiederhergestellt und konnte zur Besichtigung nach Preußen. Infolgedessen verschickte ihn der König wiederholt an benachbarte Fürstenthümer und berief ihn an das Krankenlager von Generalen und Ministern. Diese Erfolge erregten natürlich viel Neid und Mißgunst, aber lähmten nicht seinen Eifer und seine Berufstreue, sondern er diente mit gleicher Treue dem Könige wie dem letzten Waisenkneben. Es würde zu weit führen, alle die glänzenden Kuren aufzuführen, die ihm sowohl beim Könige als auch bei anderen Fürsten und Prinzen gelangen und die ihm hohe Titel und auch fürstliche Belohnungen einbrachten. Wir wollen gleich zu der ruhmreichsten Zeit seines Wirkens übergehen, nämlich zu seiner Tätigkeit während des 7jährigen Krieges. In seiner Eigenschaft als Leibarzt begleitete er 1756 den zu Feld ziehenden König, aber dieser, der das Wohl und die Gesundheit seiner Truppen seiner eigenen vorzog, wollte, daß Cothenius die Sorge für die Gesundheit seiner Heere als General-Stabsarzt übernehmen sollte. Er verwaltete während des gesamten, langen Krieges sein schweres, hohes Amt als oberster Arzt des preussischen Heeres christlich, redlich und treu. In das Feldlazarett wies er die nötige Ordnung. Bei Lodomer widmete er Freund und Feind seinen Eifer. Hier bei zog er sich Bräune und Fieber zu und mußte sich in Dresden aus dem Wagen ins Bett bringen lassen. Während der Belagerung von Prag befohl der König dem Prinzen Moriz von Anhalt-Dessau die Anlage eines Lazarett für innerlich Kranke in Leitmeritz. Die vom Prinzen deshalb herangezogenen Generalchirurgen konnten nicht über die notwendigen Aerzte und Arzneien verfügen und man wandte sich an Cothenius, der folgendes an den König schrieb: „Ich hoffe, in 3 Tagen mit einem Lazarett von 1000 Mann zustande zu kommen; und binnen 12—14 Tagen sollen noch allda 2000 ihre nötige Versorgung finden. Ich schleppe mich zwar nur mit meinem schwachen Körper, indes kann ich meine Gesundheit und den kleinen Rest meines Lebens nicht besser als in Ihrer königlichen Majestät Diensten anwenden und vollbringen. Diefemnach werde ich es mit in aller Untertänigkeit unterziehen, wenn Ihre Majestät mir befehlen, nach Leitmeritz zu gehen. Ich getraue es mir zu behaupten, daß ich zu der Ordnung, die anjeho allhier in den Lazaretten zu herrschen angefangen und da es anjeho an keinem Stück mangelt, das Meinige nach Redlichkeit, auch selbst in meiner Krankheit beigetragen habe.“

Wir sind nun auch sowohl mit neuer als alter Leinwand, woran wir einen großen Mangel hatten, zum Ueberfluß versehen, welches ich besonders dem redlichen Triebe der Geheimräte Kircheisen, Zimmow und Schimmelmann zu danken habe."

In seinem Dienstesifer traute Cothenius seinen Kräften zu viel zu und zog sich einen Rückfall zu. Der König belohnte das Verdienst durch kostenfreie Verleihung des Geheimrat-Patents, begleitet von einem gnädigen Handschreiben.

Nach der Kockbacher Schlacht hatte C. vollauf zu tun. Hauptsächlich waren es Feinde, denen er helfen mußte. Unter den preußischen Verwundeten beanspruchten ihn vornehmlich Prinz Heinrich und Seydlitz. Von Leipzig riefen C. die Ereignisse in Schlesien nach Breslau und Glogau. Nach dem Siege bei Leuthen gab es nicht nur viele Verwundete, Preußen wie Oesterreicher, die dem Lazarettpersonal viel Arbeit machten. Etwas Schlimmeres noch stellte die Aerzte auf die Probe: Eine große Menge Fleckfieberfranke. Des guten Beispiels halber besuchte C. furcht- und rastlos die Krankenstuben. Einige Aerzte waren bereits der Epidemie erlegen. C. aber wollte nicht, daß Versorgung um das eigene Leben eine Vernachlässigung der Krankenpflege verschulde. Ueber den Umfang jener bösen Krankheit gibt uns der große Bedarf an Medikamenten Aufschluß. Nicht nur die Feldapothek, sondern auch die Apotheke in Breslau und Umgegend, selbst die Berliner Apotheken waren **so ausgeleert**, daß Mangel eintrat. Da kam des C. wohlversene Feldapothek aus Dresden zu **Hilfe**, von wo man einen ganzen großen Wagen **von Heilmitteln** holte. Wenn das tägliche Einatmen **geringer** Ausdünstungen in übervollen Krankenzimmern schließlich C. niederwarf, so ist das kein **Wunder**. Etwas Außergewöhnliches aber ist es, daß er während einer viernöchtlichen Bettlägerigkeit sein eigener Arzt und Retter war, auch in den Berufsgeschäften sich nicht behindern ließ; denn er besorgte, trotz seiner Krankheit, mindestens das Nöwendigste in der Leitung sämmtlicher Lazarettangelegenheiten. Auch die folgenden Kriegsjahre brachten reichliche Arbeit. Er besichtigte die angelegten Lazarette, behandelte die Krankheiten des Königs, der Prinzen und Fürstlichkeiten und brachten ihn selbst noch zweimal in Lebensgefahr, so daß er schon Gott ergeben seinem Ende entgegen sah. Nach dem Friedensschlusse berief ihn der König nach Berlin, um die gänzlich in Unordnung geratene Hofapothek wieder instand zu setzen. Im Jahre 1767 erkaltete jedoch die Gnade des Königs. Ein bösarliges katarrhalisches Fieber, mit weißen

Friesel raffte den Lieblingsneffen, den Sohn des Prinzen Heinrich, weg. Laut klagte der König mit den Worten: „Ich bin niemals Vater gewesen, aber ich halte mich überzeugt, daß ein Vater nicht anders den Verlust seines einzigen Sohnes beklagen kann wie ich den dieses liebenswürdigen Kindes.“ Wenn auch der König C. keine Schuld an dem Tode zur Last legte, so wurde er doch mißtrauisch und bediente sich einige Jahre des Rates eines andern Arztes. C. siedelte nach Berlin über und arbeitete dort wissenschaftlich als Mitglied gelehrter Akademien. Da verfiel 1776 der König in eine Krankheit, die ganz Europa interessierte und die mit größter Aufmerksamkeit von den fremden Gesandten verfolgt wurde. Nachdem ihn mehrere Monate lang einige Aerzte behandelt hatten, ließ er C. rufen, gönnte ihm sein ganzes Vertrauen, folgte seinem Rate auf das Allergenaueste und überhäufte ihn mit Gnadenbezeugung. C. versprach dem König, ihn in 4 Wochen gesund zu machen, und hielt sein Wort. Als der König ihn bald darauf einmal rufen ließ, tat er es nur, um ihm zu erklären, daß er sich vollkommen wohl befinde. C. erhielt 200 Thaler Gehaltszulage und wurde in folgendem Gedichte gefeiert:

In valetudinem regis restauratam:
Laude Machaontem sublimi Graecia tollat,
Hippocrate experto sitque superba suo.
Grati Cothenius praesentis gloria saeculi
Atque secutura posteritatis erit.
Arte sua Regem populi servavit amorem;
Prussia nunc plaudit: Mars et Apollo valent.

Das heißt kurz:

Mag Griechenland auch den Machaon loben
Und stolz sein auf Hippokrates.
Dankbar wird Preußen jetzt und stets Cothenius
laut preisen,
Der ihn durch seine Kunst den König hat gerettet.

Zuletzt erblindete C. und starb am 5. Januar 1789 mittags 12 Uhr an Altersschwäche, nach einer Krankheit von wenigen Tagen, von allen seinen hohen Gönnern und Freunden betrauert, von allen Rechtschaffenen geliebt und hochgeschätzt. Außer Stiftungen an Akademien hat er mehr als 2000 Rthlr. zu milden Stiftungen an Schulen, armen Witwen usw. vermacht, was von seiner Redlichkeit, Menschenliebe und dem Vergnügen zeugt, seinem unglücklichen Nächsten Hilfe zu leisten.

„Cothenius, sagt Graf Lippe, hat mit seinen hervorragenden Leistungen im siebenjährigen Kriege als oberster Feldarzt ein Anrecht erworben, ruhm-

voll genannt zu werden neben Schwerin, Reith, Sendlitz.“ Möge die Stadt Anklam ihres großen Sohnes nicht vergessen und vielleicht durch die Benennung einer Straße oder eines Platzes den

Namen dauernd erhalten. In dem Jahre, wo Friedrichs des Großen 200jähriger Geburtstag gefeiert wird, möge man auch seines treuen Leib- arztes gedenken. W. Sdr.